

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

L. H. Fischer: Berliner Zustände und Persönlichkeiten aus dem Ende des
18. Jahrhunderts in satirischer Beleuchtung.

Berliner Zustände und Persönlichkeiten aus dem Ende des 18. Jahrhunderts in satirischer Beleuchtung.

Von Dr. L. H. Fischer.

Es sind die Ergebnisse einer litterarischen Ausgrabung, für die ich mir Ihre freundliche Aufmerksamkeit erbitte. Zwar sind es keine weltbewegenden Entdeckungen, die ich Ihnen vorzutragen habe, aber bei der Erforschung der Kulturgeschichte der engeren Heimat sind auch unbedeutende Ergebnisse von Wert, und meine Mitteilungen dürfen wenigstens den Vorzug der Neuheit für sich in Anspruch nehmen.

Im Jahr 1788 erschien in Berlin bei Christian Friedrich Himgurg ein Buch unter dem Titel: Niels Klimms unterirdische Reisen. Neuverteutscht. Der Verfasser bezw. Übersetzer ist auf dem Titelblatt selbst nicht genannt, aber die an Herrn Karl Gotthold Lessing, Königlichen Münzdirektor in Breslau, gerichtete Widmung ist unterzeichnet W. Ch. S. Mylius, das bedeutet: Wilhelm Christhelf Siegmund Mylius. Karl Gotthold (oder wohl richtiger Gotthelf) Lessing war der jüngere Bruder unseres grossen Gotthold Ephraim und als Verfasser von dramatischen Dichtungen unter seinen Zeitgenossen nicht unbekannt. Wilhelm Christhelf Siegmund Mylius redet ihn in der Dedikation „Teuerster Vetter“ an und bezeichnet ihn als „den freiwilligen Führer seiner Jugend, der so manches ammenhafte Vorurteil aus seiner Seele riss und ihr Gefühl für das Wahre und Schöne einpflanzte.“ Ohne Zweifel gehört der Verfasser der Schrift, welche uns jetzt näher beschäftigen soll, derselben Familie Mylius an, aus welcher der ältere Freund und Verwandte Gotthold Ephraims, Christlob Mylius, stammte. Über den Lebensgang des Wilhelm Christhelf Mylius wissen wir nur wenig. Er wurde am 2. Mai 1754 in Berlin geboren, studierte die Rechtswissenschaft, widmete sich aber dann der Litteratur und machte sich durch seine Übersetzungen zahlreicher französischer und englischer Romane und seine Bearbeitungen französischer Theaterstücke einen Namen. In Hitzigs gelehrtem Berlin und in dem gleichnamigen Werke von Schmidt

und Mehring ist die lange Reihe seiner litterarischen Arbeiten verzeichnet. Gestorben ist er in Berlin am 30. März 1827. Das Werk nun, das uns hier beschäftigt, ist ebenfalls eine Übersetzung oder genauer genommen eine Bearbeitung. Der bekannte dänische Lustspieldichter Ludwig Holberg hatte 1741 in lateinischer Sprache ein Werk erscheinen lassen, dessen Titel folgendermassen lautet: Nicolai Klimii iter subterraneum novam telluris theoriam ac historiam quintae monarchiae adhuc nobis incognitae exhibens e bibliotheca B. Abelini, zu deutsch: Niels Klimms unterirdische Reise enthaltend eine neue Theorie der Erde und die Geschichte der fünften bisher unbekanntten Monarchie aus der Bibliothek des heiligen Abelinus. In dieser Schrift schilderte Holberg nach dem Vorbilde der noch heute als Jugendschrift gelesenen Reisen Guillivers von Swift die Abenteuer eines Menschen auf seiner Fahrt durch fabelhafte Völker und Gegenden mit dem Zwecke, in den Schilderungen des Tuns und Treibens dieser Fabelwesen seinen Zeitgenossen einen Sittenspiegel vorzuhalten. Von diesem Werke nun gab unser Mylius eine freie Übersetzung, indem er sich im allgemeinen genau an seine Vorlage anschloss, im einzelnen aber Änderungen, Weglassungen, Umwandlungen und Erweiterungen vornahm. Durch Vergleichen mit dem Originale lassen sich diese Partien genau feststellen, die zweifellos den Zweck haben, Torheiten und Laster seines Zeitalters und seiner speziellen Heimat zu geisseln. Wo es sich um einzelne Persönlichkeiten handelt, teilt er nicht die wirklichen Namen mit, sondern bildet neue Namen, manche durch Umstellung von Buchstaben. Nicht überall habe ich feststellen können, welche Persönlichkeiten, welche Verhältnisse gemeint sind. Auf diese Myliussche Bearbeitung hat bereits Paulus Cassel, der verstorbene Prediger an der hiesigen Christuskirche in seiner Schrift über Friedrich Wilhelm II aufmerksam gemacht. Er nennt die Myliussche Schrift unter den Satiren auf Friedrich Wilhelm II und seine Zeit und schreibt: „Die Schrift ist keine Übersetzung, sondern soll eine Satire auf die deutschen, zumal kirchlichen Zustände sein. Sie ist nicht ohne Interesse und wenig bekannt, nicht einmal Gödeke führt sie an. Man kann aus dem Wust von Namensverzerrungen und künstlich versteckten Daten kaum herauskommen.“ Cassel hat das Verhältnis unserer Schrift zu dem Holbergschen Werk nicht erkannt und deshalb nicht gesehen, dass Mylius die seltsam gebildeten Namen aus seiner Vorlage, soweit er dieser überhaupt gefolgt ist, herübergenommen hat.

Ich will nun versuchen, in grossen Zügen den Inhalt der Holbergschen Schrift mitzuteilen, auf Mylius Zusätze und Änderungen genauer einzugehen und ihre Beziehungen auf Berliner Zustände und Persönlichkeiten zu deuten. Bei diesen Deutungsversuchen muss ich mich, um Ihre Geduld nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen, auf den wichtigeren 1. Teil der Schrift beschränken.

Niels Klimm kehrt nach wohlbestandenem Examen bei der philosophischen sowohl als bei der theologischen Fakultät in Kopenhagen in seine Vaterstadt Bergen zurück und lebt hier von den Wohltaten seiner Verwandten. Der Bearbeiter Mylius lässt seinen Helden, der das Gnadenbrot seiner Verwandten nicht länger essen will, eine Hauslehrerstelle annehmen und ihn über diese Tätigkeit sich folgendermassen äussern: „Ich warf mich in die drückendste der Sklavereien, um einer weit leichteren, im Grunde bloss imaginären zu entgehen. Für das spärlichste Zeisigfutter und für fast nicht mehr als Grossknechtslohn übernahm ich die Zucht verschiedener hochadlichen Puter und Gänschen aus der Nachbarschaft. Ich erntete — was bei solchem Boden den Arbeitern gemeiniglich wird — höllenartige Neckereien von den Untergebenen, bei denen kein Unterricht anschluss, von den Eltern Vorwürfe ohne Mass und Ziel und den schönödesten Undank.“ Dass die Stellung eines Hofmeisters und Hauslehrers zu jenen Zeiten in Berlin und gewiss auch anderswo vielfach besonders ungünstig gewesen ist, (glänzend ist ja ein solches Amt zu keiner Zeit gewesen) dafür haben wir noch ein anderes ungefähr gleichzeitiges Zeugnis in den „Bemerkungen eines Reisenden durch die königlich preussischen Staaten.“ 1779 (I, 573).

Sieben Jahre hatte Niels Klimm, wie er sagt, in diesem Stande verschleudert, wogegen der Stand des Galeerensklaven goldene Freiheit ist, als er den Entschluss fasste, mit den paar zusammengekargten Batzen sich und seiner Lieblingswissenschaft der Naturkunde eine Zeit lang zu leben.

Bei seinen Streifereien in der Umgegend von Bergen erregte eine Höhle auf dem Gipfel des Berges Floejen seine Aufmerksamkeit; sie öffnete und verschloss sich von Zeit zu Zeit unter Gestöhne und gab dabei einen nicht unangenehmen Duft von sich, der sich in der ganzen Umgebung ausbreitete. Diese Höhle beschloss er zu untersuchen und machte sich eines Tages in aller Frühe, begleitet von vier Tagelöhnern, die Taue und Haken trugen, von Bergen zu diesem Zwecke auf. Er wurde an einem Strick von den Arbeitern in die Höhle hinabgelassen, während er selbst in der Hand einen Karst hatte, um die etwa vorkommenden Hindernisse wegzuräumen und mitten in der Höhle zu bleiben. Kaum war er zehn oder zwölf Klafter hinabgefahren, als der Strick zerriss und er mit ausserordentlicher Geschwindigkeit in die Tiefe stürzte. Nachdem er etwa eine Viertelstunde lang in dichter Finsternis und beständiger Nacht seinen Fall fortgesetzt, erblickt er Lichtschein und bald darauf einen hellen und heitern Himmel.

Seine Vermutung, dass diejenigen recht hätten, welche die Erde als hohl annehmen und der Meinung sind, dass im Innern derselben eine Erdkugel enthalten sei, kleiner wie die unsrige, auch ein anderer Himmel mit einer kleineren Sonne und verhältnismässigen Gestirnen

und Planeten, und dass er in diese unterirdische Welt geraten sei, sollte sich ihm später bestätigen.

Allmählich verminderte sich die heftige Bewegung, mit der er niederwärts geführt wurde, und zwar umsomehr, je näher er einem Planeten kam, auf dem er ohne Schwierigkeit Berge, Täler und Seen unterscheiden konnte. Plötzlich wurde seine bisher senkrechte Bewegung eine zirkelförmige, und drei Tage begleitete er die Umdrehung des Planeten als Trabant, ja als er ein Brödchen, das er bei sich führte und verspeisen wollte, das er aber, weil irdische Speise in seinem damaligen Zustand ihn anekelte, von sich warf, begann auch dieses im Äther zu schweben und einen kleinen Zirkel um ihn zu beschreiben. Während er nun so im Äther schwamm, näherte sich ihm ein geflügeltes grauses Ungetüm, das ihn zuerst neugierig umkreiste, bald aber zu einem Angriff auf ihn überging. Er wehrte sich mit seinem Karst und traf den Greif so heftig zwischen den Flügeln, dass er seine Waffe nicht wieder herausziehen konnte und von dem verwundeten Tiere auf den Planeten hinabgerissen wurde.

Es war Nacht, als er auf dem Planeten anlangte; dies ergab sich aus der Abwesenheit der Sonne, nicht aber aus der Finsternis, denn es war noch so hell, dass er sein akademisches Zeugnis ganz genau lesen konnte. Dieses nächtliche Licht entsteht aus dem Firmamente oder der inneren Erdrinde, die ein eben so helles Licht verbreitet als bei uns der Mond. Am nächsten Morgen wird er durch das Gebrüll eines Ochsen aus dem Schlaf geweckt. Um sich vor dem wütenden Tiere, das er gerade auf sich zukommen sah, zu retten, suchte er den nächsten Baum zu erklettern.

Als er eben ansetzte, hört er den kreischenden Laut einer Frauenstimme, worauf im Nu eine so derbe Ohrfeige folgte, dass er wie ein reifer Apfel zu Boden stürzte. Schnell sieht er sich auf allen Seiten von Bäumen umringt; einer derselben lässt einen Zweig, an dem er sechs Finger hatte, auf ihn herab, hebt ihn auf und trägt ihn trotz Schreiens und Sträubens mit sich fort. Eine unzählbare Menge Bäume von verschiedener Gattung und Grösse folgten ihm murmelnd.

Erst später wurde dem armen Niels Aufklärung über diese wunderbaren Vorgänge. Er war auf den Planeten Nazar gekommen, welcher von lebenden und mit Vernunft begabten Bäumen bewohnt wurde. Die Zweige dienten den Bäumen als Arme, auf den Stämmen sassen Köpfe, die den menschlichen nicht unähnlich waren, statt der Wurzeln hatten sie zwei Füße, die aber sehr kurz waren und ihren Schildkrötengang verursachten. Der Baum, den er in seiner Angst vor dem Ochsen hatte erklettern wollen, war die Frau des Oberrichters der

benachbarten Stadt Keba im Lande Potu. Der hohe Rang der durch ihn beschimpften Person hatte seine Schuld vergrößert, und so wurde er nach Keba ins Gefängnis geführt. Bald wird er vor Gericht gestellt und wird zu einem Aderlass verurteilt. Dies war in jenem Lande die gewöhnliche Strafe für den, der zum ersten Male eines Verbrechens überführt wurde. Durch sie wurde festgestellt, ob er sein Verbrechen aus Bosheit oder fehlerhafter Beschaffenheit der Säfte begangen hatte.

Der Fürst des Landes hört von Niels Klimm und befiehlt, ihn in der Landessprache zu unterrichten und ihn darauf in das Seminarium der Stadt aufzunehmen. Nachdem Niels Ausbildung dort ihr Ende erreicht hat, erhält er ein Zeugnis. Da die Potuaner demjenigen, der eine Sache leicht begreift, keine Urteilkraft zutrauen, setzt das Zeugnis den Niels Klimm auf die unterste Stufe der vernünftigen Geschöpfe und erteilt den Rat, ihm jede wichtigere und höhere Anstellung zu versagen. Da aber an ihm eine grosse Schnellfüßigkeit wahrgenommen werde, sei er als Hofbote geeignet. Dazu wird er denn auch vom Fürsten ernannt und in dieser Tätigkeit lernt er die Potuaner immer genauer kennen und zollt ihren Gesetzen und Gebräuchen den ungetheiltesten Beifall.

In den folgenden Kapiteln wird nun zusammenhängend über die Beschaffenheit des Landes Potu und den Charakter ihrer Einwohner, von der Religion, von der Staatsverfassung und von den Akademien der Potuaner gehandelt. Der Bearbeiter des Holbergschen Werkes hat diese Abschnitte ziemlich getreu übersetzt und nur an einzelnen Stellen sich geringe Zusätze oder Änderungen erlaubt. Die Bemerkung, daß im Lande der Potuaner niemand zwei Ämter zugleich bekleide, weil man hier glaube, die kleinste Beschäftigung fordere einen ganzen Mann, gibt ihm Veranlassung, eine ganze Reihe von Beispielen des Gegenteils aus seiner Zeit und seiner Heimat vorzuführen und die Schäden, die eine solche doppelte Tätigkeit mit sich bringt, anzudeuten. Aber er nennt keine Namen, und es würde eine sehr genaue Kenntnis der Berliner Verhältnisse in damaliger Zeit, wie sie sich aus Büchern kaum erwerben lässt, dazu gehören, um die tatsächlichen Grundlagen für seine Ausstellungen zu ermitteln. Nur an einer Stelle wird ein offenbar durch Umstellung der Buchstaben gebildeter Name genannt: „hier findet man keinen mechanischen Künstler, der die Sorge seiner Offizin Mietlingen überlässt, mitten in der Stadt, zum Nachteil seines Beutels, den Landwirt im grössten Sinne des Wortes spielt, mit eigener Hand den vernünftigen und vernunftlosen Bewohnern seines Hauses das Morgenfutter bereitet und wie Pastor Trulliber unsaubern Andenkens keinen wohlbehaglichen Zeitvertreib kennt, als unter seinem Mastvieh zu sein oder eigenmächtig Butter zu machen. Wem der Angriff gilt, wer Pastor Trulliber war, habe ich nicht ermittelt. Die Auseinandersetzungen über die

Religion der Potuaner schliesst Holberg mit der Äusserung, dass die Leser wohl geneigt sein möchten, die Glaubenssätze der Potuaner als reine Naturreligion aufzufassen, eine Ansicht, zu der auch er neige. Die Potuaner behaupteten jedoch, dass ihre Vorfahren sich zwar in den frühesten Zeiten mit der schlichten Naturreligion begnügt hätten, dass aber die Erfahrung sie gelehrt habe, wie wenig dies hinreiche; denn oft werde durch Trägheit und Unachtsamkeit das Licht der Natur, das sittliche Gefühl verdunkelt, und oftmals würden durch endloses Grübeln spitzfindiger Philosophen die eigenen und fremden Begriffe verdorben, wenn der um sich greifenden Denkfreiheit durch ein geschriebenes Gesetz kein Damm gesetzt würde. Deshalb sei ihnen vor mehreren Jahrhunderten ihre Glaubens- und Sittenlehre durch göttliche Offenbarung zu teil geworden, und sie selbst hätten durch ein Gesetz verboten, die heiligen Schriften zu erklären und über religiöse Fragen zu disputieren.

Mylius, welcher ein Anhänger der Aufklärung war, konnte sich mit solchen Gedanken nicht einverstanden erklären, meinte auch in der Vorrede, dass sie eine Stockorthodoxie verrieten, die den überall hellsehenden Holberg gar sonderbar kleide und die gewiss nur Maske aus Pfaffenscheu sei. Er veränderte die Stelle deshalb in das Gegenteil. „Pure, pure Naturreligion werden die mehresten meiner Leser ausrufen“, schreibt er, „und ich muss ihnen beistimmen. Indes weiss dies Volk doch damit vollkommen auszureichen, und es widerlegt durch die Tat gänzlich diejenigen, welche mit so vielem Ungestüm die Notwendigkeit einer Offenbarung behaupten. Das durch den Finger des höchsten Wesens in unser Herz geschriebene Gesetz, sagen sie, ist uns ein besserer Wegweiser als Eure Sammlung von mystischem Unsinn, abenteuerlichen Fragen und schauerhaften Märchen, die eben so sehr die Menschlichkeit als den gesunden Menschenverstand empören, und die nur durch die Einwirkung eines übeltätigen Dämons entstanden sein kann.“

An einer anderen Stelle wendet sich der Bearbeiter gegen die Tageslitteratur: „Unter den Potuanischen Lehrern gibt es solche, welche die Professoren des guten Geschmacks heissen. Diese Männer müssen dafür sorgen, dass die Köpfe der jungen Leute nicht mit elenden Kleinigkeiten oder ungesitteten Bildern angefüllt werden, und daß keine Kanthariden, Gedichte nach dem Leben, Grécourts und dergleichen Frivolitäten, oder keine solche platte, triviale Skribeleien, wie die Berliner Zuschauer und Chronik oder der Küster von Rummelsburg das Herz oder den Geschmack verderben. Die „Kanthariden“ sind erotische Gedichte von Joh. Bernh. Gabr. Büschel (Rom 1785 bei Giovanni Tossoni, in Wirklichkeit: Berlin, Himburg); unter den „Gedichten nach dem Leben“ und den „Grécourts“ sind die von Joh. Geo. Scheffner verfassten „Gedichte im Geschmack des Grécourt“ gemeint, welche in der vierten Auflage (London 1786 bei Alexander

Donaldson; in Wirklichkeit: Berlin, Himbürg) den Titel erhielten: „Gedichte aus dem Leben“. Leider ist es mir nicht möglich gewesen, irgend eine dieser Sammlungen zu sehen; selbst auf der Königlichen Bibliothek fehlen sie. Ihr poetischer Wert war gewiss nicht gross, ihr Verlust ist aber doch aus kulturhistorischen Rücksichten sehr zu bedauern.

Was die trivialen Skribeleien anlangt, so ist der Zuschauer der aus dem Englischen entlehnte Titel einer Berliner Wochenschrift. Schon 1769 erschien der „Berliner Zuschauer“; aus dem Jahre 1777 finde ich den „Allerneuesten Berliner Zuschauer“ erwähnt. In den Jahren 1790—96 erscheint „Der Zuschauer und Moqueur von Berlin“. Auch eine „Zuschauerin an der Spree“ gab es 1771 in Berlin, der 1772 und 1773 „Die neue Berliner Zuschauerin“ folgte. Mit der „Berliner Chronik“ ist wohl des Kriegsrats A. F. Cranz „Beytrag zur Chronika von Berlin im altdeutschen Romanzenton“ etc. Berlin 1781 gemeint, denn Heinr. Wilh. Seyfrieds „Chronic von Berlin oder Berlinische Merkwürdigkeiten herausgegeben von Tlantlaquatlapatli“ erschien ein Jahr nach der Myliusschen Bearbeitung des Holbergschen Werkes. Der Küster von Rummelsburg ist C. F. Wegener, derselbe, welcher 1777 den allerneuesten Berliner Zuschauer herausgab; von ihm kam 1785 „Raritäten. Hinterlassenes Werk des Küsters von Rummelsburg“ (6 Bände) heraus.

Zwei Jahre lang hatte Klimm seinem Botenamte vorgestanden, als er vom Fürsten beauftragt wird, den Planeten Nazar zu durchforschen. Ich muss es mir aus Mangel von Zeit versagen, Ihnen die mannigfaltigen Fabelreiche, welche Klimm besucht, der Reihe nach zu schildern und greife nur einzelnes heraus. Im Lande Kokleku traf er den Brauch, dass die Männer die Küche und die niederen Verrichtungen besorgten, die Frauen dagegen die höchsten Civil-, Militär- und Kirchenämter innehatten. Als Grund für diese Einrichtung wurde angeführt, dass die Natur den Männern mehr Leibeskräfte und stärkere Gliedmassen gegeben habe, um schwere Arbeiten zu übernehmen, es sei deshalb wahrscheinlich, dass die Natur bloss das männliche Geschlecht zu unedlen und harten Arbeiten verdammt habe. Die Schwachheiten, die man bei den Frauen unter dem menschlichen Geschlechte wahrnehme, rührten bloss von der verkehrten Erziehung her. Sie sehen, meine Damen und Herren, hier bereits Ideen ausgesprochen, die mit den von der modernen Frauenbewegung vertretenen Ansichten übereinstimmen.

Unter den Einwohnern des Landes Kubak findet Klimm nicht wenige, die ohne Köpfe geboren sind, deren Mund mitten auf der Brust sitzt. Wegen dieses wichtigen Naturfehlers werden sie von allen wichtigen Ämtern, die Kopf fordern, ausgeschlossen. „Die Bedienungen, wozu man sie noch lässt, sind fast lauter Hofchargen. Aus ihnen nimmt man gemeiniglich Kammer-Herren, Kastellane, Hoffouriere etc. imgleichen den grössten Teil der Klerisei, die Küster, Schulmeister,

Post-, Salz-, Zoll- und Acciseoffizianten, die Kanzellisten, Kopisten, Registratoren, Proviantmeister, Bereiter, Förster, Briefträger, Ausreiter, und dergleichen Leute, deren Ämter nicht viel oder fast gar keinen Kopf verlangen.“

Während Mylius sich im vorstehenden und in der weiteren Ausführung dieses Gedankens an seine Vorlage anschliesst, will er durch die Zusätze, die er der Beschreibung des Landes beifügt, den ganzen Abschnitt auf Berlin bezogen wissen. Mylius erzählt nämlich sehr ausführlich von einem Strassenkrawall, der durch das ungenierte Auftreten der Jüngerinnen der Madame Suzbich d. i. Schubitz hervorgerufen wurde. Madame Schubitz war eine berühmte und berüchtigte Persönlichkeit im galanten Leben des alten Berlins, mit der sich bei ihrem Tode — so sehr nahm sie das öffentliche Interesse in Anspruch — ein halbes Dutzend Broschüren beschäftigten. Die Geschichte gibt ein interessantes Bild aus dem Leben und Treiben des alten Berlins um 1790, eignet sich aber doch nicht zur genaueren Mitteilung an dieser Stelle.

Über die Stadt äussert sich Mylius: „Die Residenz liegt in einer Steppe, die erstaunlich reich an Sand und Kies ist, den in der trocknen Jahreszeit dörrende Ostwinde in ungeheuren Massen zum Erblinden und Ersticken der Gehenden durch alle Gegenden der Stadt wälzen.“ Besonders erwähnt er auch den überaus grossen Schmutz auf den Strassen und berichtet mit grosser Ausführlichkeit, wie die Polizei eine scharfe Verordnung wegen der Strassenreinigung erlassen, der Magistrat aber den in den Strassen zu Haufen aufgekehrten Schmutz nicht habe abfahren lassen, und wie erst durch den Unfall eines Dichters, der am Abend im Schmutz stecken blieb und sich durch die Veröffentlichung eines Gedichtes „Bittschrift eines D haufens an die Polizei“ rächte, dem Übel etwas gesteuert sei.

Dass diese Myliusschen Klagen nicht unbegründet waren, bestätigt eine Auseinandersetzung in der Chronik von Berlin, herausgegeben von Tlantlaquatlapatli (H. W. Seyfried) II 1789 S. 452. Vgl. auch Berlinische Monatschrift 1784 S. 201 und 223. Wenn ferner Mylius bedauert, dass einige schöne Plätze aus einer leidigen Finanzspekulation durch ringsumlaufende hölzerne Buden jämmerlich verunstaltet seien, so bringt er die allgemeine Ansicht seiner Zeitgenossen und Landsleute zum Ausdruck, die sich eifrig um die Beseitigung der hölzernen Krambuden bemühten, welche auf dem Paradeplatz (dem heutigen Alexanderplatz) dem Dönhofsplatz, an der Petrikirche, an der Hundebrücke (Schlossbrücke) und bei der Hauptwache der Artillerie (der heutigen Königswache) aufgestellt waren. —

Wie Niels Klimm im Lande Kabak Kopflose gesehen hatte, so stiess er in Askarak auf Geschöpfe, welche mit sieben Köpfen geboren

waren. Dies sind die wahren Universalgenies. In früheren Zeiten standen sie in grösstem Ansehen und genossen beinahe göttliche Ehre; aber späterhin hatte man gefunden, dass solche Vielköpfe auch viele Sinne hätten und grosse Verwirrung anrichteten. Daher wurde das Gesetz gegeben, dass die Siebenköpfigen auf immer von allen öffentlichen und wichtigen Ämtern entfernt bleiben, und der Staat von Simplexen, das heisst Einköpfigen, beherrscht werden sollte. Nur eine kleine Anzahl der Siebenköpfigen gelangte auch ferner zu Ämtern, solche nämlich, welche sich dazu entschlossen hatten, von ihren sieben Köpfen sechs abschneiden zu lassen. „Ich lernte daraus“, schliesst bei Holberg Niels Klimm seinen Bericht, „dass selbst in geistigen Dingen allzuviel schade, und dass man zur wahren Weisheit nur eines Leiters und zur höchsten Klugheit nur eines Kopfes und eines Geistes bedürfe.“

Dem Bearbeiter Mylius ist das Herzogtum Askarak das Land der Aufklärung und er fügt deshalb dem obigen Bericht folgendes hinzu: „Schon seit langen Jahren hatte hier im Stillen, mitten im Schosse der Aufklärung, eine Ligue gegen die gesunde Vernunft die verderblichsten Pläne gebrütet. Sie griff täglich weiter um sich, und erstreckte ihre Zweige durch den Wehr-, Nähr- und Lehrstand. Ein paar wackre Männer von Journalisten machten auf die Machinationen dieser im Finstern schleichenden Partei aufmerksam und brachten alle Bemühungen, die dicke Nacht des Aberglaubens wieder zu verbreiten, ans Tageslicht. Mit ihnen vereinigte sich ein gründlich gelehrter Kaufmann, dem es sehr am Herzen lag, die Flamme der Aufklärung, die er selbst mit genährt hatte, nicht ersticken zu lassen.“

„Die Kabale der Lichtscheuen zog einen hämischen Pfaffen, der einige Zentner Schulwitz besass und in Sophistenkünsten ziemlich bewandert war, an sich und liess ihn zwei ganz ungeheuer dicke Folianten schreiben, worin alle Tatsachen, welche die Gegner der Ligue aufgestellt hatten, als lächerliche Possen behandelt, die Wahrheit ganz verzerrt und in Fluten schalen Witzes und in fürchterlichem Wortschall erstickt wurde. Der bessere Teil des Publikums ward aber durch diese Spiegel- fechtereien nicht irre und hing nach wie vor an den dreien Männern, die so mutig vor den Riss getreten waren.“

„Jenes Komplott schmiegte sich nun an die Gesellschaft geheimer Magier an, die auch schon lange ihre Arbeiten, in Nebel und Dunst gehüllt, getrieben hatten, und die sich gern mit jenen verbanden, weil ihr Zweck derselbe war. Unter letztern befanden sich auch einige Lieblinge des Herzogs, die diesen Herrn beredet hatten, ihren mysteriösen Versammlungen unterweilen mit beizuwohnen, wo man die Geister verstorbenen Herren und Gesetzlehrer unter so feierlichen und Grausen erregenden Anstalten heraufbeschwor, dass selbst der kaltblütigste

Denker in den ersten Augenblicken sich ganz betäubt fühlte. Allein auch dieser Kniff half den Nachteulen nichts.“

„Es trat plötzlich ein Mann von Biedersinn und brittischer Freimütigkeit auf und zog den Vorhang zum Teil weg, der das Innerste des Heiligtums jenes magischen Tempels verbarg; zugleich deckte er verschiedene Missbräuche auf, die sich in die Staatsverwaltung eingeschlichen hatten. Die kleine Schrift, worin er dies tat, machte auf alle Bewohner des Herzogtums grossen Eindruck. Jedermann las sie, jedermann war überzeugt, sie enthalte Wahrheiten, die man sich bisher ins Ohr gesagt hatte.“

„Die Rotte der Anti-Aufklärer dung ein paar allezeit fertige Skribler, sie zu verteidigen. Die Wichte taten dies mit so lendenlahmen Gründen und mit einer solchen Legion von kraftvollen Schmähungen, dass niemand die Scharteken lesen mochte. Ob jene Broschüre der Herzog gelesen und ob sie auf ihn gewirkt hatte, wusste man nicht. Er ging wie vorher in die geheimen Versammlungen, deren Mitglieder dadurch in die völligste Sicherheit gewiegt wurden.“

„Eines Abends war eben der Schatten eines längstverstorbenen Helden heraufgeholt worden, als der Herzog plötzlich hinzu trat, mit nervichter Rechte die Erscheinung fasste, sie emporhielt und ihr augenblicklich den Tod drohte, wenn sie nicht ein ganz reines Bekenntnis ablegte. Der arme Geisterrepräsentant war zu sehr in die Enge getrieben, um nicht zu gestehen, dass er wegen seines Talentes, die Bauchsprache in hohem Grade zu reden, aus einem benachbarten Lande hergezogen sei und von den Mitgliedern des Magierordens gar ansehnlich für seine Bemühungen, Schatten zu spielen, pensioniert werde. Auch versprach er von dem fein angelegten Gewebe der Bosheit alles zu enthüllen, was ihm nur bekannt sei. Die Besinnungskraft der ganzen Schar der Beschwörer war von Entsetzen zu sehr gelähmt, als dass sie imstande gewesen wäre, ihrer Sache nur irgend einen halbleidlichen Anstrich zu geben. Ein Teil blieb vor Schreck fast am Boden angewurzelt stehen, der andere warf sich dem Fürsten zu Füßen und flehte um Gnade. Doch nicht die ward ihnen, sondern die strengste Gerechtigkeit, wie alle ihre Prozeduren nun ans Licht kamen. Einige wurden auf Festungen geschickt, andere auf immer ins Exil; und zugleich wurde den treulosen und unfähigen Staatsbedienten, die der Herzog schon längst sich aufgezeichnet hatte, samt allen ihren Kreaturen so gelohnt wie ihre Werke es verdienten. Die Revolution im Zivil- und Militär-Fach war allgemein und sehr schnell.“ Soweit Mylius über die Zustände im Lande der Aufklärung.

Wenn sich auch die einzelnen Züge dieser absichtlich verschleierten Darstellung nicht mit völliger Sicherheit deuten lassen, so dürften folgende Erklärungen doch auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen. Die wackeren

Journalisten sind Gedike und Biester, die Herausgeber der Berliner Monatsschrift, der gründlich gelehrte Kaufmann doch wohl Nicolai. Den hämischen Pfaffen, welcher zwei ganz ungeheuer dicke Folianten schrieb, möchte ich auf den hessisch-darmstädtischen Oberhofprediger Johann August Starck beziehen, welcher ein zweibändiges umfangreiches Werk schrieb „Über Krypto-Katholizismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus, geheime Gesellschaften und besonders die ihm selbst von den Verfassern der Berlinischen Monatsschrift gemachten Beschuldigungen mit Akten-Stücken belegt.“ (Frankfurt und Leipzig 1787.) Die Lieblinge des Herzogs in der Gesellschaft der geheimen Magier sind natürlich Wöllner und Bischoffswerder, die Staatsminister Friedrich Wilhelms II, und der Herzog dieser selbst. Jener Mann von Biedersinn und brittischer Freimütigkeit ist wahrscheinlich der Verfasser der „Geheimen Briefe über die Preussische Staatsverfassung seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Zweiten“ (Utrecht 1787). Philippson in seiner Geschichte des preussischen Staatswesens (I S. 70, S. 187) nennt als Verfasser den Geh. Finanzrat v. Borcke. Jedenfalls stimmt die Schrift dem Inhalt nach völlig zu jener Beschreibung. Besonderes Interesse beanspruchen die Mitteilungen, welche in dieser Schrift über die im Wöllnerschen Hause für Geistererscheinungen errichtete Bühne gemacht werden. „Das Zimmer, worin die geheimen Künste getrieben werden, stellt ein Viereck vor, und an den Seiten ist in einem mässigen Zwischenraum eine grosse Anzahl kleiner und niedriger Öfen angebracht, wodurch der magische Dunst und das die Augen einnehmende Räucherwerk nach Gefallen unterhalten werden. In der Mitte dieses Tempels, in einiger Erhöhung, zeigt sich die Gestalt eines Geistes, im weisslichen Gewande, von leichtem seidenen Zeuge, das wegen seiner besonderen elastischen Beschaffenheit und anderer Eigenschaften aus Frankreich verschrieben werden muss. Aber die Gestalt dieses Geistes ist nur die Hülle, womit in der grossen Geisterstunde der Körper eines Mannes, der zum geheimen Orden gehört, und der heimlich in der Gestalt des Geistes Platz nimmt, bedeckt wird. Derjenige, der zu diesem frommen Geschäfte auserlesen worden, ist ein Sachse, namens Steinert, ein Mann, der das besondere Talent besitzt, die Bauchsprache zu sprechen, das ist einen hohlen Ton aus dem Innern der Brust hervorzuholen, der die dumpfe Sprache eines aus der andern Welt vorgeladenen Geistes nachahmen soll. Man versteht sich überdem auf die besondere und geheime Kunst, dem Geiste, vermöge des an einem nicht sichtbaren Orte angebrachten magischen Spiegels und erforderlicher Bilder oder Abdrücke, die Gesichtsähnlichkeit des zu seinen Vätern versammelten Toten zu geben, den man aus dem Reiche der Schatten hervorruft. Ein gewisser grosser Fürst soll jedesmal, wenn er dieser bisher noch nicht gänzlich enträtselten geheimen Versammlung beiwohnt, gewisse stärkende Tropfen,

für deren Verfertigung der Bauchsprecher Steinert eine jährliche Pension von 500 Thalern erhält, einnehmen müssen.“

Auf welche Schriftsteller Mylius hinzielt, wo er von den allzeit fertigen Skriblern redet, welche von der Rotte der Antiaufklärer gedungen wurden, um sie zu verteidigen, ist schwer zu sagen. Streitschriften für und wider die Aufklärung kamen in jener Zeit in grosser Menge heraus; zwei, welche sich gegen Nicolai und seine Anhänger wenden, sind: „Der Berlinismus oder Freundschaftsgespräch über Doktor Stark und seine Gegner. Templin und Ephesus 1788“ und „Nicolai, Gedike und Biester in gefälligen [Portionen dem Publikum vorgesetzt. Erste Portion 1788.“

Dass der Herzog die Gaukeleien der geheimen Magier (Rosenkreuzer) entdeckt und die Betrüger entlarvt habe, wird auch in einer anderen gleichzeitigen Schrift, einem satirischen Roman „Dreierley Wirkungen“ erzählt. Es geht diese Auffassung wohl auf ein damals unter der Bevölkerung Berlins verbreitetes Gerücht zurück, das durch den Wunsch der Bevölkerung, Friedrich Wilhelm II möchte so verfahren, veranlasst war. Die Deutung einiger Tatsachen aus dem Lande der Aufklärung, die Mylius am Schluss der Beschreibung dieses Landes noch mitteilt, wird kaum gelingen. Er erzählt, dass ein Priester, ein Mann von Geist und Herz, der ein vortrefflicher Redner war, von der Gemeine nicht eher bei dem Tempel, zu dem er sich hielt, angesetzt sei, als bis er sich verbindlich gemacht hätte, einen geheimen Orden, worin er war und der dem Freimaurerorden in seiner ursprünglichen Reinigkeit glich, (also wohl den Illuminatenorden), zu verlassen. Andererseits habe man in eben der Stadt zwei Priester geduldet, deren sittenloser Lebenswandel stadtkundig war. Der eine von ihnen ist vielleicht der Prediger Stork, der 1791 wegen unsittlichen Lebenswandels abgesetzt wurde.

„Ein ausserordentlich fähiger Kopf von Schullehrer“ heisst es weiter, „wurde seines Amtes schnell entsetzt, weil seine Oberen in Erfahrung gebracht hatten, dass er

— — lose Künste trieb,

Komödien und Verse schrieb —

und mit Schauspielern Umgang pflog, obgleich diese sehr rechtliche Leute waren, denen der ganze Frömmelertross die Schuhriemen aufzulösen nicht wert war; und doch behandelte man in eben der Stadt die Theaterangelegenheiten mit einer solchen Wichtigkeit, als wenn von nichts geringeren als vom Wohl und Wehe des Staates die Rede sei.

Die Erlebnisse, welche Holberg seinen Helden im Lande der Gottesleugner, in Mikolak, bestehen lässt, übergeht Mylius aus leicht begreiflichen Gründen. Gar eigenartige Einrichtungen findet Niels im Lande Mürak: Staupenschlag, Brandmal, Galgen und ähnliche Strafen, womit die benachbarten Völker Bosheiten und Bubenstücke zu züchtigen

pflegen, kennt man dort nicht, sondern in der Absicht, die Verbrecher, statt sie zu bestrafen, auf bessere Wege zu bringen, gibt man ihnen Purganzen und Vomitive. Niels sieht einen Sträfling, der, weil er mehrere schlechte Bücher verfasst hat und durch Gesetze und Verbote seinen Autorkitzel nicht hat zähmen lassen, der öffentlichen Kur anheimgefallen ist und an jenem Tage die fünfzehnte Dosis hat einnehmen müssen.

Diese Stelle des Holbergschen Werkes hat Mylius in seiner Bearbeitung zu Angriffen auf zeitgenössische Schriftsteller benutzt. Bei ihm sieht Niels Klimm drei solcher Missetäter, die folgendermassen charakterisiert werden.

„Der Missetäter mit dem düstern Blick und der platten Markthelferphysiognomie, worin Dünkel und bärenartiger defensiver Trotz sehr kenntlich ausgedrückt sind, ist der Fürst aller geistlosen Skribler, der bald die Porträts von Kaisern, von Königen und grossen Feldherren, bald von Frauenzimmern, edel von Geburt oder von Herzen, in den allerpossierlichsten Farben hinkleckt, bald, von Musterschreibern und Profossen aufgefordert, die der Freche für Stabsoffiziere auszugeben sich nicht entblödet, die Heereskraft benachbarter und weit entlegener Mächte, in dicken Bänden, mit derben Fehlern und Unrichtigkeiten durchspickt, zusammensummiert, bald würdige Verstorbene nicht in Ruhe lässt, ihnen seine Freundschaft und Gedichte anlügt, die vorlängst zum Schofelarchiv bestimmt waren. Seine Schreibewut hat weder der kritische Areopagus zu Nilreb noch der zu Anej bändigen können, vergebens hat der wackre Rednas die satirische Geissel über ihn geschwungen, vergebens die Obrigkeit Warnungen und Mandate gegen ihn ergehen lassen. Vor kurzem hatte er die Unverschämtheit, mit gewaltigem Geräusch eine Klapperjagd gegen die Kunstrichter anzustellen. Das machte denn das Mass seiner Sünden voll.“

Der hier von Mylius hart mitgenommene Literat ist Ad. Fried. Geisler d. J., der Staatsgeschichte und Rechte Beflissener zu Leipzig, geb. zu Rahmsdorf im Stifte Zeitz 1758, wie seine bei Hamberger-Meusel im Gelehrten Teutschland Bd. 2 S. 512 aufgezählten Schriften und eine Rezension in der Allgemeinen Literaturzeitung (1788 I, 243) verglichen mit den Anspielungen bei Mylius deutlich erkennen lassen. Auf folgende seiner Schriften bezieht sich Mylius' Tadel: Leben und Charakter Leopolds, Herzog von Braunschweig 1786, Leben und Taten des Generals Hans Joachim von Ziethen 1787, Gallerie edler teutscher Frauenzimmer mit Schattenrissen (Halle 1784—88), Allerneuester Zustand der Kurf. Sächs. Armee auf 1781 (Halle 1781), Allerneuester Zustand der Hannöverschen Armee (Halle 1781), Geschichte und Beschreibung des Kurf. Sächs. Infanterie-Regiments Graf Anhalt (Halle 1782), Geschichte und Zustand der Grossbritannischen Kriegsmacht (Dessau und Leipzig 1784).

Der Vorwurf, dass er würdigen Verstorbenen seine Freundschaft und seine Gedichte anlüge, wendet sich gegen seine Ausgabe von Hölty's Gedichten: „Christ. Ludw. Heinr. Hölty's hinterlassene Gedichte nebst Nachricht aus des Dichters Leben (1782—1783). Gegen diese Ausgabe ist auch eine Erklärung im Deutschen Museum (1783 I S. 394) von L. von Stolberg und J. H. Voss gerichtet, in der eine ganze Anzahl von Gedichten als unecht bezeichnet und „der vorangeschickten Erzählung von Hölty's Leben und Charakter“ nachgesagt wird, dass sie „von Unwahrheiten wimmle“.

Der kritische Areopag zu Nilreb und Anej ist die Allgemeine Deutsche Bibliothek zu Berlin und die Allgemeine Literaturzeitung zu Jena, von denen jene im 69. Bande S. 466 und im 70. Bande S. 466, diese 1788 I S. 243 sehr ablehnend und verwerfend über Geislersche Schriften geurteilt hatte. Der „wackre Rednas“ ist wohl Johann Daniel Sander, privatisierender Gelehrter in Berlin, der u. a. für die von Mylius herausgegebenen kleinen Romane, Erzählungen und Schwänke verschiedene Erzählungen lieferte. Wo und wie er „die satirische Geißel“ über Geisler geschwungen, habe ich nicht ermitteln können. Übrigens hinderten weder diese Besprechungen noch der von Mylius unternommene Angriff den edlen Literaten an der Fortsetzung seiner gewohnten Tätigkeit: er veröffentlichte noch eine Schrift über Joseph II., schrieb eine „Ausführliche Lebens-, Regierungs- und Tatengeschichte Friedrichs des Grossen“, eine Lebensgeschichte Gustavs III. von Schweden, einen Bericht über den Zustand der türkischen Kriegsmacht u. a. m.

Über einen zweiten Missetäter lässt Mylius den Begleiter des Niels Klimm folgendermassen berichten: „Der keckaussehende Bursche, den du über und über mit spanischen Fliegen bedeckt siehst, hat unter allen Büchermachergesellen die ehernste Stirn, er bleibt ganz kalt bei den Streichen, die edelgesinnte Rezensenten oder Buchdrucker ihm geben, und zeigt sich in der literarischen Welt bald als Weib, bald als Mann. Als Weib streute er unter wohltonendem Namen durch unsere ganzen Planeten Avertissements aus, worin er alle menschenfreundlichen Damen aufforderte, sich mit dreihundert anderen zu verbinden, die unter sich einen Orden errichtet hätten und ihre tätige Beihülfe einem Institute zu schenken, das die wohlmeinende Absicht hätte, die so sehr vernachlässigte weibliche Erziehung zu verbessern. Der Fonds dazu sollte ein Journal sein, welches die Damen des Ordens herausgeben würden. Den Gewinn, den dieses Werk abwürfe, wolle man zu einem wohltätigen Behuf verwenden. Diese Ankündigung machte Aufsehen, der Edle von Gnossing spielte die verkappte Dame recht gut und warf in einem ungeheuren Wortschwall mit vielen edlen Sentiments um sich.“

„Teils Eitelkeit, teils Neugier, teils wirklicher Hang zum Wohltun führte in kurzem zwölfhundert Pränumerantinnen in seine Netze, eine

Anzahl, deren unsre besten Journale sich nicht rühmen können. Der Druck dieses Journals nahm seinen Anfang. Nie hat man einen abgeschmackteren krüppelhafteren Plan gesehn, nie eine mehr schnitzervolle, holprige, unpotuanischere Schreibart, nie unrichtigere, falschere Sätze, Schlüsse und Folgerungen, nie schiefere Urtheile, absurdere Behauptungen und Meinungen, nie unerträglichere Egoismen, grössere Kompilationen, mehr auffallende, gehäuftere Widersprüche, klareren Unsinn und ekelhaftere Zoten, die gleich jede ehrbare weibliche Seele zurückstossen mussten. Plötzlich trat der Edle von Gnossirg selbst auf die Scene und gab sich für einen unschuldig Geächteten, Gestürzten, mit Hinterlist von Stadt zu Stadt Verfolgten aus, da er doch nur die gelinde Strafe eines fast ehrlosen Anschlags litt. In der Wärme, worin er bei seinen Deklamationen geriet, verschob sich die Damenmaske ein wenig. Dennoch ging das Ding eine gute Zeit fort, bis das hohe Tribunal zu Anej, das so wenig den Mann von schlechtem Herzen als den Schriftstellerling duldet, alle seine Schliche aufdeckte und ihn gänzlich entlarvte. Als Mann ist er ein jämmerlicher Staatsmarktschreier, der seine höchst dürftigen politischen Kenntnisse in einen elenden Schnickschnack und seine unlauteren Absichten in den Mantel des Biedermanns hüllt, der mit ziemlich dünnen Worten sich zum Premierminister oder Instruktor eines Fürstensonnes anträgt, der sich die Miene gibt, als lausche er an den Türen aller Kabinette der entferntesten Mächte, als habe er ganz den adlerscharfen Überblick eines Kauniz und als könne er in einem Hui den Ruf der Regenten gründen und zernichten. Auf diese sowohl als auch auf die würdigsten Männer und Schriftsteller der Nation tut er gar häufig banditenmässige Ausfälle.“

„Einer der mannlichsten Ritter legte vor kurzem seine goldne Lanze, die schon Männer in grosser Anzahl zu Boden gestreckt hat, gegen ihn ein, aber plötzlich besann er sich, dass das Zwerglein eines so ehrenvollen Todes nicht wert sei und liess ihn laufen. Dafür schwur ihm denn der Wicht unauslöschliche Rache und sobald er nur seinen Namen hört, stellt er sich ganz ungeberdig. Vor kurzem hat er die Bildsäule des grössten Mannes unter den Königen, den es seit mehreren Jahrtausenden auf unserm Planeten gegeben, mit der Zügellosigkeit des ausgelassensten Gassenbuben verstümmelt und besudelt. Nun hielt ihn die Obrigkeit zur Strafe reif und wird ihn, wenn die gegenwärtige Kur nicht anschlägt, hinbringen lassen, wo er eigentlich hingehört — ins Hospital der Unheilbaren trotzdem, dass er halblaut der Sohn einer erhabnen Monarchin zu sein behauptet.“

Mylius hat hier über die Persönlichkeit des Angegriffenen durch Nennung des nur wenig verstellten Namens keinen Zweifel wollen aufkommen lassen.

Der Edle von Gnossing ist der Edle von Grossing oder vielmehr, da er sich den Adel fälschlich angemasst und seinen Namen verändert hatte, Franz Matthäus Grossinger, einer der schlausten Gauner und Betrüger seiner Zeit. Er war 1752 zu Comorn in Ungarn als der Sohn eines bürgerlichen „Fleischhackermeisters“ geboren, wurde im Jesuitenkollegium zu Ofen erzogen, ging nach der Auflösung des Ordens nach Wien, wo er auf Empfehlung einer hochgestellten Persönlichkeit von Maria Theresia zum K. K. Hofsekretär mit einem Gehalt von 700 Gulden ernannt wurde.

Nach dem Tode dieser Fürstin, als deren Sohn er sich später ausgab, wurde sein Gehalt eingezogen, da er nur Titularhofsekretär war, und er bald darauf wegen böswilliger Verleumdung gerichtlich seines Titels als Hofsekretär verlustig erklärt, ja „wegen Dukatenbeschneidung aus allen K. K. deutschen Erbländern abgeschafft.“ Nun begab er sich auf Reisen und lebte von einem ehrlosen Handel, indem er Abschriften und Nachrichten vom Wiener Kabinett mitteilte. Auch Friedrich dem Grossen suchte er sich auf diese Weise zu nähern, aber Friedrich antwortete: *Je ne veux pas les secrets de tel homme.* Daneben widmete er sich der Schriftstellerei: er schrieb u. a. Allgemeines Toleranz- und Religionssystem für alle Staaten und Völker in der Welt, Leipzig 1784 und Pabstengeschichte im Grundriss. Bei dem letzteren machte er es wie später gewöhnlich, er gab als seine Leistung aus, was gar nicht von ihm stammte. Seine „Pabstengeschichte“ war die Übersetzung eines französischen Werkes von Linguet, *Rendez à César ce qui appartient à César ou Introduction à une nouvelle histoire philosophique des Papes.* Da aber die literarischen Arbeiten ihm geringen pekuniären Ertrag brachten, sann er auf andere Mittel, sich Geld zu verschaffen.

Die damals in Deutschland verbreitete Vorliebe für geheime Gesellschaften brachte ihn auf den Gedanken, eine Art Freimaurerorden für Damen, den Rosenorden, zu gründen. Der Zweck desselben sollte „Beförderung des allgemeinen Glücks der Menschheit, Erziehung der schöneren Hälfte der Erdenbewohner, Verpflegung verlassener Witwen, Versorgung trauernder weiblicher Wesen“ sein.

Er bediente sich des Kunstgriffes, die Ehre der Gründung nicht sich selbst, sondern einer Dame, einer gewissen Frau von Rosenwald, beizulegen, die bei Halle a. d. Saale wohnen sollte, aber nur in seiner Einbildung existierte. Er nannte sich den immerwährenden Sekretär des Rosenordens und legte sich jetzt den Rang eines Barons bei.

Auch eine Zeitschrift wurde für den Orden gegründet, das Damenjournal (Halle 1784 und 1785), welches angeblich von den Mitgliedern

des Ordens zum besten einer Erziehungs-Anstalt für arme Mädchen herausgegeben wurde.

In Leipzig, von wo aus er diese neue Unternehmungen ins Werk gesetzt hatte, wurde sein Treiben so anstößig, dass Universität und Rat ihn freundschaftlich ersuchten, sich je eher, je lieber zu entfernen.

Er ging nach Halle und rächte sich an dem Leipziger Rat durch ein Pasquill auf den ersten Bürgermeister Leipzigs, Geh. Kriegsrat Müller, das er in dem Damenjournal abdrucken liess. Der gleichen Kampfweise bediente er sich in Halle gegen Professor Forster, der ihm in Censurangelegenheiten nicht zu Willen gewesen war.

Da das Damenjournal bei der Kritik reichlichen Tadel, aber keine Anerkennung fand, setzte es Grossing unter einem andern Namen fort: „Flora, ein Journal von und für Damen“ (Halle 1786 auf Kosten der Damengesellschaft, 4 Bände). Auch gab er in dieser Zeit ein „Rosenblatt von und für Damen“ (2 Bände. Halle auf Kosten der Damengesellschaft) heraus. Nachdem er sich in Halle ebenfalls unmöglich gemacht hatte, begab er sich nach Berlin. Aber die Zeit seines Glanzes war vorüber.

Die Allgemeine Litteratur-Zeitung hatte 1788 (I. S. 227—230) bei Gelegenheit der Besprechung seiner lehrreichen Erzählungen eine geradezu vernichtende Kritik an seiner gesamten Tätigkeit geübt, sodass seine eigenartige litterarische Arbeitsweise — er kaufte Manuskripte und liess diese als seine Werke drucken — nur geringen materiellen Erfolg hatte; auch die Einkünfte aus dem Rosenorden wurden immer geringer, da den meisten der Beteiligten ziemlich bald klar geworden war, dass sie einem Betrüger in die Hände gefallen waren. Aber eine neue Zeitschrift „Das Staaten-Journal“, in dem sich Grossing über himmelschreiende Ungerechtigkeit der Grossen beklagte und sich als „einen unschuldig Geächteten, Gestürzten, mit Hinterlist Verfolgten“ ausgab, auch in frechem Ton gegen alle diejenigen Personen die heftigsten Ausfälle wagte, die ihm schickliche Gegenstände seiner Schmähsucht schienen, fand Leser und Freunde.

Am schärfsten wurde Nicolai von ihm angegriffen, wohl wegen der Rezension, welche im 59. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek über Grossings Schriften veröffentlicht war. Die Schmähungen im Staatenjournal (1787 Juni S. 289 und 294, September S. 397 und S. 400, November S. 184) waren so gemeiner Art, dass Nicolai — denn ihn meint doch wohl Mylius mit seinem Ausdruck „einer der mannlichsten Ritter“ — auf eine litterarische Entgegnung verzichtete und seinen Gegner beim Kammergerichte wegen Schandschriften verklagte.

Noch ehe diese Klage zum Austrag kam, wurde Grossing wegen falscher Wechselgeschäfte gefangen gesetzt, doch gelang es ihm, zu entweichen und aus Berlin zu entkommen. Die weiteren Schicksale dieses Betrügers sind mir unbekannt geblieben. Meusel, Gelehrtes Teutschland

Band 2 (1796) S. 681 weiss von ihm zu berichten: „seit 1788 sitzt er gefangen im Bergschloss zu Grätz“. Es ist also wahrscheinlich, dass Grossing sich nach Österreich zurückbegeben hat und dort ergriffen und wegen seines Handels mit Abschriften von Akten des Wiener Kabinetts verurteilt worden ist.

Wenn Mylius recht unterrichtet ist, war Grossing auch der Verfasser des anonym erschienenen: Lexikon aller Anstössigkeiten und Prahlereien, welche in denen zu Berlin in fünfzehn Bänden erschienenen sogenannten Schriften Friedrichs II. vorkommen. (Leiziger Messe 1789. Mit dem Bilde des Schlosses von Hubertusburg.) Es dürfte dies dann seine letzte Arbeit gewesen sein.

Ein dritter wird von Mylius folgendermassen abgetan: „Der Krüppel endlich dort mit dem konfiscierten Gesicht hatte ehemals ein öffentliches Amt, bestahl aber die Landeskasse und schlich nur so eben bei dem Galgen weg. Hunger trieb ihn zur Schriftstellerei, ohne dass er die Sprache verstand, worin er schmierte. Er sammelte, wovon er wusste, dass es den besten Abgang haben würde, Stadt- und Familien-Anekdoten, und trug sie mit einer Brühe von Rinnsteinwitz auf, wofür er denn freilich mit mancher tüchtigen Prügelsuppe vorlieb nehmen musste, sich aber auch manches Dukätchen erwarb, wenn er die Materialien benutzte, die ihm hämische Leute von ihren Nachbarn und Bekannten für seine prangermässigen Blätter einschickten. Einst entwich er, der fast immer im Schulturme sass oder zwei Alguizils, in Livrea gekleidet, bei sich hatte, seinen Gläubigern. Wo er sich hingeflüchtet hatte, liess man ihn bald als einen Auswurf über die Grenze bringen. Er hatte auf weit-aussehende Spekulation ein Mädchen von sehr vorteilhafter Bildung, aber eben nicht vom besten Leumund geheiratet, das des Morgens wacker in der Manege karrakolliert, des Nachmittags aber eben so weidlich in der Bahn der Philosophie und Dichtkunst.“

„Der feine Zeisig auf dem Grossvaterstuhl wurde vor einiger Zeit wieder hierher berufen, setzte sein Schmiererhandwerk fort und hatte keine bestimmte Arbeit als zuweilen die Rolle des Bouffons an der Tafel eines angesehenen Mitgliedes des hohen Rats zu spielen, das, wenn es von seinen vielen Krankenbesuchen znrückkam, gern eine solche Zerstreuung hatte. Dafür und damit er vom Staate nichts Böses sudle, bezahlt ihm dieser eine ganz ansehnliche Pension. Vor einigen Tagen ist sein hoher Gönner gestorben, und der hohe und kleine Rat sind einig geworden, einen Versuch zur Heilung dieses alten Sünders zu machen; man gibt ihm täglich ein paar starke Vomitive, hilft dies nicht, so schickt man ihn ins Rasselhaus.“

Wahrscheinlich bezieht sich diese Schilderung auf den Kriegsrat August Friedrich Cranz. Von seinen Pasquillen und ähnlichen Schriften verzeichnen Schmidt und Mehring im Gelehrten Berlin eine ganze Reihe.

Mirabeau in seiner Geheimen Geschichte des Berliner Hofes (II, 139) schreibt über ihn: „Der Pasquillenschreiber Cranz, welcher von Friedrich II. aus dem Lande gejagt ward, weil er die Kasse bestohlen und ein Pferd dreimal verkauft hatte, ist mit 800 Talern Pension wieder zurückberufen worden. Der König wollte, dass ihn Herzberg anstellen sollte. Dieser antwortete, der Mann sei zwar voller Talente und sehr schätzbar, aber zu wenig diskret, als dass er bei auswärtigen Angelegenheiten gebraucht werden könnte. Nun schlug ihn der König dem Minister Werder vor, welcher die Fähigkeiten und Einsichten Cranzens zwar eingesteht, zugleich aber hinzusetzt, da sich Kassen bei ihm befänden, könne er Cranz nicht brauchen. Endlich bringt der König den überall gelobten und überall zurückgewiesenen Cranz bei den Landständen an, die ihm für sein Nichtstun 800 Taler geben.“ Zu dieser Charakteristik stimmen die Notizen, welche Redlich in der Allg. D. Biographie zusammengetragen hat. Nur über seine Frau heisst es dort abweichend von Mylius Darstellung, Cranz habe sich in Altona mit einem sehr wohlhabenden Mädchen verheiratet, das sich später wieder von ihm scheiden liess.

In der Stadtapotheke zu Mutak findet Klimm unter andern Pastor Schliglasbers „Trost eines von dieser Welt abscheidenden Gläubigen“ und „Erbauliche Betrachtungen auf alle Tage des Jahres“ vom Oberpriester Ezög als vorzügliche Purgiermittel aufbewahrt. Mylius will mit dieser spöttischen Bemerkung den aus seinem Streite mit Lessing bekannten Hauptpastor Göze in Hamburg und den orthodoxen Oberkonsistorialrat Silberschlag in Berlin treffen.

Weiter geht Niels Klimms Reise durch die mannigfachsten Wunderländer. In dem Lande der überaus frommen und sittenstrengen Tumbakaner trifft Klimm in einer Weinstube einen kleinen feinen Mann mit einer Adlernase, einem stolzen Air und brennenden Augen in Gesellschaft zweier Komödiantinnen. Von jenem Manne heisst es: „Er ist eine Person, welche die wichtigsten Ämter im Staate bekleidet und billig ein Muster der grössten Sittsamkeit sein sollte, und verschlamppt hier sein Vermögen, ohne weder Rücksicht auf seine eigenen noch nicht völlig erzogenen Kinder noch auf die Armen und Waisen zu nehmen, deren Vater er auch sein sollte, aufs unverantwortlichste mit Komödiantinnen und Courtisanen jeder Art. Das Mädchen mit dem fürchterlichen Embonpoint und den beinahe gichtischen Bewegungen der Freude dort ist unsere erste tragische Schauspielerin, die trotz ihrer mütterartigen Figur in den jugendlichsten Rollen fast Abend für Abend unser Auge beleidigt. Sie hat schon manchen auf die Hefen gebracht und wird gewiss mit diesem alten Schächer nicht säuberlicher verfahren.“ Für die Zeitgenossen waren diese Andeutungen hinreichend, um die gezeichneten Personen zu erkennen, für uns sind sie es nicht mehr.

Nach Verlauf von 8 Monaten kommt Niels Klimm sehr ermüdet in Potu wieder an. Sein Reisejournal wird gedruckt und sehr gelobt. Um sich aus seiner niedrigen und, wie er meinte, unwürdigen Stellung emporzuarbeiten, stellt Niels Klimm den Antrag, alle Frauen und Mädchen von öffentlichen Ämtern zu entfernen. Derartige Neuerungsanträge schafften, wenn sie angenommen wurden, dem Antragsteller hohe Ehre, wurden sie aber abgelehnt, so hatten sie harte Strafe zur Folge. Da Klimms Antrag verworfen wurde, traf ihn die Strafe der Verbannung und zwar sollte er mit anderen Gesetzesübertretern von den Kujaks oder Postvögeln, riesenhaften Vögeln, die zu bestimmten Zeiten nach Potu kamen, nach dem Firmament befördert werden.

Dies geschieht und Niels kommt hier in das Land der Affen; er gelangt durch Erfindung der Perrücke zu hohem Ansehen, wird aber wieder gestürzt, macht als Galeerensklave weitere Reisen durch die wunderbarsten Länder, erleidet Schiffbruch, kommt zu dem unzivilisierten Volke der Quamiten, die er zur Zivilisation führt und deren König er wird. An der Spitze dieses seines Volkes macht er grosse Eroberungen und gründet die fünfte Weltmonarchie, verscherzt aber durch eigene Schuld die Anhänglichkeit seiner Untertanen, die ihn zur Flucht zwingen. Er rettet sich in eine Höhle und gelangt durch diese wieder auf die Erde und in seine Vaterstadt Bergen.

Auch dieser zweite Teil enthält mancherlei Anspielungen auf Berliner Verhältnisse und Persönlichkeiten, unter andern auf das Berliner Theater und den Streit wegen des Porstschen Gesangbuches und klingt in einen Hymnus auf Friedrich den Grossen aus.

Gestatten Sie mir zum Schluss einige wenige Worte über die Tendenz und den Wert der Myliusschen Schrift.

In dem verzweifelten Ringen, das bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. zwischen den Aufklärern und Muckern anhub, hat Mylius, wie Sie deutlich gesehen haben, auf Seiten der Lichtfreunde gestanden, hat auch, was bei meinen Ausführungen aus begreiflichen Gründen zurückgetreten ist, gegen die zu seiner Zeit in Berlin herrschende Sittenlosigkeit furchtlos angekämpft. Seine Kampfweise mutet uns nicht sonderlich an. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass bei andauerndem Kriegszustande die Sitten verwildern — es war aber ein geistiger Vernichtungskrieg, der damals geführt wurde — und dass der von ihm angeschlagene Ton der allgemein übliche war. Gewollt hat er das Beste. Und ist er auch gleich seinen Mitstreitern unterlegen, wir dürfen ihm nachrühmen: Er war ein unerschrockener Kämpfer für Geistesfreiheit und Menschenrechte.